

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Band: 32 (1938)
Heft: 12

Artikel: Aus der Urgeschichte der Schweiz [Fortsetzung]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926565>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Belehrung und Unterhaltung

Aus der Urgeschichte der Schweiz.

(Fortsetzung von Seite 59.)

Die Steinzeit.

Warum wohnten denn die Bärenjäger so hoch in den Bergen? Warum nicht im bequemen Tal? Damals war eben unser Land noch vereist. Da sah es bei uns aus wie heute etwa in Grönland. Nur die obersten Bergspitzen ragten heraus aus dem Eismeer. Der Name Grönland sagt uns ja, daß wahrscheinlich dieses Land auch einmal Grön oder grün war, also Gras und Weide hatte. Wieso ist denn dort alles vereist? Warum ist bei uns die Eiszeit verschwunden? Das kommt von den warmen Strömungen im Meer. Der Golfstrom, der von Mexiko nach Europa fließt im Meer drin, macht, daß wir ein warmes Klima haben. Dieser warme Meeresstrom fließt von Süd- oder Mittelamerika hinüber nach England und Schweden und Norwegen, bis hinauf nach Spitzbergen. Was aber, wenn dieser Golfstrom einmal nach Grönland hinauf fließen würde? Dann würde Europa wieder vereist. Unsere Städte wären alle verlassen. Wir müßten alle auswandern. Die ganze Schweiz wäre wieder ein Gletscher und Grönland würde ein Land mit vielen Städten. Die ganze Weltgeschichte würde verändert. So sehen wir, wie wir Menschen abhängig sind von den Kräften der Natur.

Die Steinzeit und die Eiszeit liegt etwa 20,000 Jahre vor Christi Geburt zurück. Die damaligen wenigen Menschen waren auch Nomaden wie die Grönländer oder wie die Lappen in Lappland. Moose und Flechten bedeckten den Boden genau so, wie man es heute noch findet in Island und in Lappland. Steinhoch und Gemse lebten da, und der Eisfuchs scheuchte die Schneehühner. Der Mammuth, der Urbüffel, war schon am Aussterben. Diese Menschen hatten schon Waffen und Geräte aus Stein und später aus Eisen. Ueberreste von Mahlzeiten aus der Stein- und Eisenzeit fand man im Keßlerloch beim sogenannten Schweizerbild im Kanton Schaffhausen, in vielen Höhlen des Juras und am Salève bei Genf. Die Schweiz aber war noch ein Gletscherland und nur die Alpen und der Jura guckten

heraus aus dem Eismeer und da und dort mochten auch Seen vorhanden sein.

Wahl- und Moorbauten.

Im Laufe der Jahrtausende wurde aber das Klima milder. Wer weiß, ob nicht der Golfstrom von Grönland weg nach Europa hinüber gewechselt hat? Die Gletscher, die bis nach Basel hinunterreichten, gingen immer mehr zurück. Ein zusammenhängender Wald bedeckte den Erdboden. Nur die Flüsse bildeten breite Straßen. Die mächtigen Gletscher hatten die Täler ausgehöhlt und gebildet. Und nun erkennen wir, warum es so Talstufen gibt. Das sieht man sehr gut, wenn man mit der Brünigbahn durch Obwalden reist. Jede Talstufe hat ihren See. Da ist der Alpnachersee mit dem Kernwald. Dann steigt es plötzlich hinauf. Sarnen mit dem Sarnersee bilden wieder eine Talstufe für sich. Lungern mit dem Lungernsee ist wieder eine höhere Stufe. Und so geht es auch zu in den Bündnertälern. Wie große Treppentritte steigt man hinauf von Talstufe zu Talstufe. Und jede Stufe zeigt, daß hier der Gletscher wieder eine bestimmte Zeit blieb, bis er sich weiter zurückziehen mußte. Wo aber der Gletscher aufhörte, das heißt an seiner Zunge, bildete sich aus den Steintrümmern eine Moräne, ein Steinhügel, aus all den Steinen, die der Gletscher von den Bergen ins Tal getragen hatte. Diese Endmoränen stauten das Gletscherwasser und bildeten so die Seen. So ist der Zürichsee ein Moränensee und die Stadt Zürich liegt selbst auf einer Endmoräne. Auch Thun ist gebaut auf einer solchen Endmoräne, auf einem Stein- und Schutthügel aus der Gletscherzeit. Ebenso Luzern und Biel sind da, wo einmal die Gletscherzunge eines gewaltigen Gletschers war. Und wenn wir die Täler im Bündnerland anschauen auf der Karte, dann sehen wir da auch, wie die Gletscher große Täler modelten. Täler, die heute nicht mehr zusammen gehören. So floß der Hinterrhein einmal vom Rheinwald durch Schams ins Domleschg und durchs heutige Tal der Tamina nach Ragaz. Das Oberhalbstein und die Lenzerheide bildeten auch ein Gletschertal. Erst später durch Bergstürze veränderten sich die Flußläufe und es entstanden neue Talschaften.

Und die Bewohner?

Es sind 6000 Jahre vor Christi Geburt. Die Bewohner haben sich an den Seen niedergelassen. Sie ziehen nicht mehr vereinzelt

umher wie die Jäger des Höhlenbären. Es sind keine Nomaden mehr. Es sind Fischer geworden. Sie wohnen auch nicht mehr in Höhlen. Nein, sie bauen sich Hütten und Häuser aus Schilf und aus Holz. Ja, sie werden richtige Baumeister. Es entstehen Moorbauten und Pfahlbauten. Noch waren ihre Geräte und Waffen aus Stein. Mit dem Steinbeil schlugen sie die Bäume im Wald und ramnten die Pfähle in den Boden, in den Sumpf. Darauf erstellten sie einen Krost aus Querbalken, einen Holzboden. Und auf diesen Holzboden stellten sie ihre Häuser. Diese Leute, diese Pfahlbauer, arbeiteten schon miteinander und bildeten eine Familie, ja schon ein Dorf. Jede Hütte bestand aus Flechtwerk und trug ein Dach aus Schilf. In jeder Hütte war schon ein Plattenherd, eine Handmühle. Ja, die Pfahlbauer konnten schon Töpfe machen aus Lehm. Am Boden lagen Felle von erjagten Tieren. An den Wänden hingen Waffen und Werkzeuge. Aus Birkenrinde wurden Tafeln gemacht. Mit Bögen aus Ebenholz wurden Pfeile abgeschossen. Angelhaken dienten zum Fischfang. Baumstämme wurden ausgehöhlt. So entstand der Einbaum, das erste Boot. Auch Netze wurden hergestellt aus Baumfasern. Und schon fand man Spuren vor von Ackerbau und Viehzucht. Hat man doch in den Körben noch Brei vorgefunden und hin und wieder Stücklein von ungeäuertem Brot. Rind, Ziege, Schaf und Schwein bildeten die Haustiere. Hirse, Gerste, Erbse und Rübe dienten schon als Nährpflanzen. So lebten Pfahlbauerleuten am Bielersee, am Zürichsee, am Pfäffikersee. Aber diese Leuten bildeten noch kein einheitliches Volk. Sie lebten familienweise beisammen und hatten wohl auch einen Häuptling wie die Eingebornen in Borneo. Aber wir wissen nichts davon, ob die Pfahlbäuerleuten miteinander in Fühlung waren. Wir wissen nur, daß diese Bewohner schon viel verständiger waren als die Bärenjäger zur Eiszeit.

(Fortsetzung folgt).

Ein Hundeschicksal.

Die besten Freunde des Menschen sind von Alters her das Pferd und der Hund. Es gibt Menschen, die können ohne einen Hund nicht leben. Nicht nur, weil sie ihren Hund gern haben, sondern auch aus andern Gründen. Deshalb werden sie auch ungleich behandelt. Während die einen Hunde verhältlich

werden, erleiden andere ein trauriges Los. Namentlich Ketten- und Ziehunde müssen oft viel Ungemach erdulden. Bei Kälte und Hitze jahraus, jahrein im Hof angebunden sein, ist fürwahr eine Qual; sehr oft ist das Lager ganz verwahrlost, das Futter schlecht oder ungenügend. Wie oft gebricht es an so nötigen Wasser. Meist gibt es nur Scheltworte, wo doch der kluge Hund für jede Liebfosung dankbar wäre. In dieser Hinsicht sollten die Tierchutzvereine ein noch wachsameres Auge haben. Hier ein Beispiel von der viel gerühmten Hundetreue.

In einer Dorfschenke traf ein Förster mit einem Landstreicher zusammen, der einen auffallend schönen Hund sein eigen nannte. Wie in aller Welt der Sohn der Landstraße in den Besitz dieses kastanienbraunen Hühnerhundes gekommen war, ist mir unbekannt. Tatsache aber war, daß zwischen beiden eine große Freundschaft war. Die Kenneraugen des Försters erblickten denn auch sehr bald in „Waldi“, wie ihn sein Herr nannte, bestes, edelstes Blut. Der herrliche Kopf mit den klugen, seelenvollen Augen und das ganze Äußere des einjährigen Tieres regten ihn zu einem Handel an. Wenn er aber geglaubt hatte, von einem armen Manne einen billigen Kauf bewerkstelligen zu können, so irrte er sich sehr; denn der Besitzer kannte seinen Wert und ließ nicht locker im Feilschen. Schließlich aber bewog den Landstreicher die Armut, dem Förster den Hund abzutreten; es geschah freilich erst nach langem Sträuben und nicht ohne einen schweren Seufzer, der echt klang. Die gebotene hohe Summe gab den Ausschlag. Auch mußte der Landstreicher zugeben, daß „Waldi“ einer schöneren Zukunft entgegenging, denn der Förster war offenbar besser dran, einen Hund zu halten. Mit eingezogener Rute (Schwanz) und hängendem Kopf trottete „Waldi“ nach anfänglichem verzweifelttem Zerren an der Leine seiner neuen Zukunft entgegen — es war ein herzbewegender Anblick.

Im Forsthaus, das am Waldessaum stand, mit einem schönen Ausblick auf das weiter unten befindliche Kirchdorf, war „Waldi“ nun schon bald zwei Jahre daheim. Es ging ihm gut. Täglich nahm ihn sein Herr mit in den Wald, der ohnehin sein Element war. Da fügte es sich, daß der Förster dem Landstreicher unterwegs wieder einmal begegnete. Mit Freuden sprangen und lautem Gebell sprang der Hund an seinem früheren Herrn empor —